

(Nachdruck verboten.)

55]

## Die Mutter.

Roman von Magim Gorli. Deutsch von Adolf Geh.

Es war heiß, sie keuchte vor Müdigkeit, und als sie bei der Treppe von Jegors Wohnung ankam, blieb sie stehen; ihre Kräfte waren zu Ende. Sie wandte sich um und schrie erstaunt leise auf, denn es war ihr, als wenn Nikolai Wjessowtschikow mit den Händen in der Tasche im Torweg stand und sie lächelnd ansah. Als sie aber wieder hinblickte, war niemand im Torwege . . .

„Hab' mich vielleicht doch geirrt!“ sagte sie sich in Gedanken, schritt die Stufen hinauf und horchte. Unten auf dem Hof hörte man langsame Schritte. Sie blieb an einer Treppenecke stehen, bückte sich, blickte hinunter und sah wieder das pochenartige Gesicht, das ihr zulächelte.

„Nikolai . . . Nikolai . . .“ rief die Mutter und stieg die Treppe hinunter; ihr Herz aber schmerzte vor Enttäuschung.

„Geh doch! Geh . . .“ antwortete er, langsam mit der Hand abwehrend.

Sie lief schnell die Treppe hinauf, trat in Jegors Zimmer, und als sie ihn auf dem Sofa liegen sah, flüsterte sie schwer atmend:

„Nikolai ist aus dem Gefängnis fortgelaufen . . .“

„Welcher?“ fragte Jegor heiser und erhob den Kopf vom Kissen. „Da sind zwei . . .“

„Wjessowtschikow . . . Er kommt hierher . . .“

„Wundervoll! Aber ich kann nicht aufstehen und ihm entgegengehen . . .“

Da trat Nikolai schon ins Zimmer, schloß die Tür zu, nahm seine Mütze ab und lachte leise, während er sich das Haar glatt strich. Jegor stützte die Ellbogen auf das Sofa, erhob sich und hustete kopfnickend.

„Bitte, genieren Sie sich nicht . . .“

Nikolai trat mit breitem Lächeln zur Mutter und ergriff ihre Hand:

„Wenn ich Dich nicht gesehen hätte, könnte ich nur wieder ins Loch wandern! Kenne niemanden in der Stadt, und komme ich in die Vorstadt, so werde ich sofort verhaftet. . . . Ich gehe so meines Weges und denke, bist Du ein Schafskopf! Warum bist Du fortgelaufen? Plötzlich sehe ich, da läufst ja Nilowna. Ich hinterher . . .“

„Wie bist Du entkommen?“ fragte die Mutter.

Er setzte sich ungeschickt auf den Sofarand und sagte verwirrt, die Achseln zuckend:

„Ich weiß nicht, wie . . . da hat der Zufall mitgespielt! Ich ging spazieren . . . da fingen die Kriminellen an, einen Aufseher zu verprügeln . . . Da ist ein früherer Gendarm, der wegen Diebstahls aus dem Dienst gejagt ist . . . der spioniert, macht Anzeigen und läßt keinen in Ruhe! . . . Da verhauen sie ihn, ein Wirrwarr entsteht, die Aufseher erschrecken, laufen fort, pfeifen . . . Ich sehe, der Torweg steht offen; trete näher, sehe hin, da ist ein freier Platz, die Stadt . . . Es zog mich vorwärts . . . ich ging ganz gemächlich . . . wie im Schlaf . . . ging etwas, besann mich dann — wohin? Sehe mich um, das Gefängnistor ist schon geschlossen. Da wurde mir ungemütlich . . . die Genossen taten mir leid und überhaupt . . . es war so dumm . . . ich hatte nicht daran gedacht, fortzugehen . . .“

„Om!“ sagte Jegor. „Mein Herr, Sie sollten doch umkehren, höflichst an die Tür klopfen und um Einlaß bitten; sollten sagen: Entschuldigen Sie gütigst, ich habe mich hinreiß lassen . . .“

„Ja,“ fuhr Nikolai lächelnd fort, „das wäre auch eine Dummheit, ich verstehe wohl. Trotzdem ist es den Freunden gegenüber nicht hübsch gehandelt. Ich habe niemandem Bescheid gesagt . . . bin einfach fort . . . auf und davon. Dann sehe ich, wie ein Leichenzug vorüberkommt. Ich gehe hinter dem Sarge her, senke den Kopf und blicke niemanden an. . . . Sitze dann eine Weile auf dem Kirchhof, der Wind weht mich an . . . und mir kommt ein Gedanke . . .“

„Einer?“ fragte Jegor und setzte seufzend hinzu: „Na, der wird ja wohl Platz gehabt haben! . . .“

„Ja,“ fuhr Nikolai lächelnd fort, „das wäre auch eine Dummheit, ich verstehe wohl. Trotzdem ist es den Freunden gegenüber nicht hübsch gehandelt. Ich habe niemandem Bescheid gesagt . . . bin einfach fort . . . auf und davon. Dann sehe ich, wie ein Leichenzug vorüberkommt. Ich gehe hinter dem Sarge her, senke den Kopf und blicke niemanden an. . . . Sitze dann eine Weile auf dem Kirchhof, der Wind weht mich an . . . und mir kommt ein Gedanke . . .“

„Einer?“ fragte Jegor und setzte seufzend hinzu: „Na, der wird ja wohl Platz gehabt haben! . . .“

„Ja,“ fuhr Nikolai lächelnd fort, „das wäre auch eine Dummheit, ich verstehe wohl. Trotzdem ist es den Freunden gegenüber nicht hübsch gehandelt. Ich habe niemandem Bescheid gesagt . . . bin einfach fort . . . auf und davon. Dann sehe ich, wie ein Leichenzug vorüberkommt. Ich gehe hinter dem Sarge her, senke den Kopf und blicke niemanden an. . . . Sitze dann eine Weile auf dem Kirchhof, der Wind weht mich an . . . und mir kommt ein Gedanke . . .“

„Einer?“ fragte Jegor und setzte seufzend hinzu: „Na, der wird ja wohl Platz gehabt haben! . . .“

„Ja,“ fuhr Nikolai lächelnd fort, „das wäre auch eine Dummheit, ich verstehe wohl. Trotzdem ist es den Freunden gegenüber nicht hübsch gehandelt. Ich habe niemandem Bescheid gesagt . . . bin einfach fort . . . auf und davon. Dann sehe ich, wie ein Leichenzug vorüberkommt. Ich gehe hinter dem Sarge her, senke den Kopf und blicke niemanden an. . . . Sitze dann eine Weile auf dem Kirchhof, der Wind weht mich an . . . und mir kommt ein Gedanke . . .“

„Einer?“ fragte Jegor und setzte seufzend hinzu: „Na, der wird ja wohl Platz gehabt haben! . . .“

Wjessowtschikow lachte ohne jede Empfindlichkeit und schüttelte den Kopf.

„Mein Kopf ist jetzt nicht mehr so leer wie früher . . . aber Du, Jegor Iwanowitsch, bist ja immer krank . . .“

„Jeder tut, was er kann!“ erwiderte Jegor feucht hustend. „Jahr' nur fort!“

„Dann kam ich ins Landesmuseum . . . ging dort hin und her, sah mir die Sachen an und dachte immer, was nun, wohin jetzt gehen? War sogar böse auf mich . . . und hatte mächtigen Appetit! Trete auf die Straße, gehe vorwärts, ärgere mich . . . sehe schon, wie die Polizisten alle Leute angucken . . . nun, denke ich, mit meiner Bisage bin ich bald geliefert! . . . Plötzlich kommt mir die Nilowna entgegen gelaufen . . . ich gehe beiseite, folge ihr . . . das ist alles!“

„Und ich habe Dich gar nicht bemerkt!“ meinte die Mutter schuldberuht. Sie betrachtete Wjessowtschikow und es war ihr, als wenn er leichter geworden wäre.

„Sicher sind die Freunde in Sorge . . .“ sagte Nikolai, sich den Kopf kratzend.

„Und die Behörde tut Dir nicht leid? Sie ist doch auch in Unruhe!“ bemerkte Jegor. Er öffnete den Mund und begann die Lippen so zu bewegen, als wenn er Luft laute.

„Aber Scherz beiseite, wir müssen Dich verstecken, was zwar sehr angenehm, doch nicht bequem ist . . . Wenn ich nur aufstehen könnte . . .“ Er röchelte, warf die Hände auf die Brust und begann diese mit schwachen Bewegungen zu reiben.

„Du bist tüchtig krank, Jegor Iwanowitsch!“ sagte Nikolai und senkte den Kopf. Die Mutter seufzte und überflog mit den Augen unruhig das kleine, enge Zimmer.

„Das ist Privatsache!“ antwortete Jegor. „Erfundigen Sie sich doch ruhig nach Pawel, Alte, was soll die Verstellung!“

Wjessowtschikow lachte breit.

„Pawel geht's gut! Ganz gesund. Er ist so viel wie unser Obmann; spricht mit den Vorgesetzten und führt überhaupt das Kommando . . . Alle verehren ihn . . . und haben auch Grund dazu!“

Frau Wlassow schüttelte den Kopf und blickte seitwärts auf das hagere, bläuliche Gesicht Jegors. In seiner Unbeweglichkeit und Ausdruckslosigkeit erschien es sonderbar platt, und nur die Augen in ihm blühten lebhaft.

„Wenn man mir nur etwas zu essen geben wollte . . . weiß Gott, ich habe mächtigen Appetit!“ rief Nikolai plötzlich.

„Alte, auf dem Wandbrette liegt Brot, geben Sie ihm das; dann gehen Sie auf den Korridor und klopfen Sie links an die zweite Tür. Öffnet ein Weib, dann sagen Sie ihr, sie möchte hierher kommen und alles, was sie an Ebarem hat, mitbringen.“

„Was soll das — alles?“ protestierte Nikolai

„Reg' Dich nicht auf, es ist ja nur etwas . . . vielleicht auch gar nichts!“

Die Mutter ging hinaus, klopfte an die Tür, und während sie horchte, dachte sie bekümmert über Jegor nach.

„Der stirbt . . .“

„Wer ist da?“ fragte drinnen jemand.

„Ich komme von Jegor Iwanowitsch!“ antwortete die Mutter halblaut. „Er bittet Sie zu sich.“

„Komme sofort!“ antwortete man ihr, ohne zu öffnen. Sie wartete einen Augenblick und klopfte wieder. Da wurde schnell geöffnet und in den Korridor trat ein großes Weib mit einer Brille. Sie zog hastig den zerknitterten Tailenärmel zurecht und fragte die Mutter verdrießlich:

„Was ist Ihnen gefällig?“

„Ich komme von Jegor Iwanowitsch . . .“

„Wollen wir gehen . . . Ah, ich kenne Sie ja schon!“ rief das Weib leise. „Wie geht es Ihnen! Ist es hier dunkel!“

Frau Wlassow blickte sie an und ihr fiel ein, daß dieses Weib bisweilen bei Nikolai gewesen war.

„Alles unsere Leute!“ ging es ihr durch den Kopf. Die Frau ließ Nilowna vorausgehen und fragte:

„Geht es ihm schlecht?“

„Ja, er liegt. Läßt Sie bitten, etwas zu essen mitzubringen . . .“

„Das ist überflüssig . . .“

Als sie bei Zegor eintraten, begrüßte er sie mit heiserem Krächzen:

„Ich versammle mich zu meinen Vätern. Ludrilla Massiljewna, dieser Herr hat sich ohne Erlaubnis der Behörde aus dem Gefängnis entfernt! Geben Sie ihm vor allen Dingen zu essen, dann verstecken Sie ihn auf zwei Tage irgendwo.“

Das Weib nickte, blickte aufmerksam in das Gesicht des Kranken und sagte streng:

„Zegor, Sie hätten sofort zu mir schicken sollen, als jemand zu Ihnen kam. Sie haben auch, wie ich sehe, zweimal die Medizin nicht genommen, was ist das für eine Nachlässigkeit? Sie sagen doch selbst, daß Sie danach leichter atmen können . . . Genosse, kommen Sie mit! Es kommen sofort Leute aus dem Krankenhaus, um Zegor abzuholen.“

„Soll ich doch ins Krankenhaus?“ fragte dieser.

„Ja. Ich werde bei Ihnen bleiben . . .“

„Auch dort?“

„Machen Sie keinen Unsinn . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## In der türkischen Provinz.

Die Passagiere wechseln von Station zu Station. Das Militär bleibt. So geht es durch die großen Sümpfe zwischen Uesköb und Selenko, in deren Mitte der Schiffssee von Kaplan liegt. Dort reißt sich Zigeunerdorf an Zigeunerdorf. Niedere strohgedeckte Hütten, wie man sie auf Abbildungen in Reiseverlehen über Innerafrika findet, sind es. Ein paar in die Erde gerammte Pfeiler — Stämme junger Bäume — sind mit Weidenflechtwerk oder mit Schilfgräsern verbunden. Von außen sind diese Flechtwerkklänge leicht mit einem Gemisch von Lehm und Viehmist verschmiert, während im Innenraum zerklüftene Teppiche die finstere Höhle, die nur durch die Eingangspforte ein wenig Licht erhält, einigermaßen wohnlich machen sollen. Neben diesen „Häusern“ kommen auch noch Erdwohnungen vor: Schächte, die direkt in das Erdreich hineingegraben sind. Die Salpetergewinnung aus dem Sumpfland, die hier eine sehr reichliche ist, hat die Zigeuner, dieses geborene Nomadenvolk, wenigstens in diesem engumgrenzten Bezirk seßhaft zu machen vermocht.

Hinter dem Sumpfbereich reckt sich Bergland auf. Häuser, die in ihrer Bauart an Italien erinnern, kletterten die Hänge hinauf. Maulbeerbaumkulturen geben dem Gelände einen südländischen Charakter. Kleine, zerbröckelnde Kapellen, die der Halbmond noch nicht gänzlich auszurotten vermochte, krönen die Höhen. Klöster und Kaffeehäuser schauen von grauen Felschroffen in grüne Täler. Ein Warturm steigt auf und ein paar hundert graue Häuser mit graubraunen Dächern. Das ist Koprülük, die „Brüdenstadt“, deren Töpferwaren in Bulgarien und Mazedonien einen hohen Ruf haben. Die Töpfer von Koprülük wissen denn auch, was ihre Ware wert ist. Auf dem Bahnhof haben sie ganze Magazine errichtet. Jeder hat da seinen Stand. Reisegefährten, die die Station öfter durchfahren, wissen zu erzählen, daß um diesen „Stand“ häufig Prozesse geführt werden. Wer dem Bahnsteig am nächsten ist, glaubt die günstigsten Chancen für den Verkauf zu haben — ein Vorteil, den er keineswegs aufzugeben gewillt ist, wenn der gute Nachbar es einmal mit der Ellenbogenfreiheit versucht.

Und die Leute haben Geschmack. Sie verstehen es, ihre Waren aufzubauen und deren Schönheiten zur Geltung zu bringen, wie es besser kaum ein europäisch geschulter Dekorateur fertig brächte. In diesem bunten Durcheinander steckt eine gewisse Regelmäßigkeit. Die bauchige, grau und rot getönte Krüge stehen in langen Reihen. Grün, blau, bläuhrot und schwarz glasierte Gefäße, oft von hohem Kunstwert, locken die Kauflustigen. In mannigfaltigen, aber stets gefälligen Formen bieten sich die Schüsseln, Basen und Krüge dar. Hier und da erinnern sie an altgriechische Arbeit. Armut und Ebenmaß in Linie und Tönung sind ihre Hauptmerkmale. Angebot und Nachfrage stehen freilich in keinem Verhältnis zu einander. Die im Zuge fahrenden Armuten, Bulgaren und Griechen fabrizieren sich ihre irdenen Geschirre selbst. Als Käufer bleiben da meist nur die à la franca Bekleideten übrig. Und was die erstehen, ist kaum der Rede wert!

Kahler werden die Uferberge. Ein paar Bergbäche in breiten Betten sichern, jetzt nur in spärlichen Rinnsalen, dem Bardar zu. Heiße Häuser mit flachen Dächern tauchen auf: Beniziani-Stratko. Hier, wo die Landstraße nach Monastir abzweigt, schiebt das hellenisch-romanische Saloniki seine ersten Köpfe vor. Die slavische Kultur beginnt den Kampf mit der der Mittelmeerböller. An den Ruinen der antiken Stadt Slobi geht es vorüber nach Demirkapu, wo der wildzerrissene Engpaß gleichen Namens beginnt, den die Bulgaren Zelezna vrata nennen.

Die Uferberge des Bardar haben sich jetzt ganz eng aneinander geschoben. In grauen Schroffen und Faden bilden sie ein doppeltes, wildzerrissenes Mauerwerk, das in seiner Mitte nur Raum für den

Fluß und den Schienenstrang läßt. Fast senkrecht fallen die Felswände zum Fluß herab, der gurgelnd und schäumend durch das eingeeengte Bett schießt. In die Felsstrümmen eingehauen sieht man hier und da noch die Reste einer alten Kunststraße, die von dem sagenhaften König Marko angelegt worden sein soll.

Hinter dem Engpaß verliert das Gebirge an Wildheit und Zerrissenheit. Aber die Berge zu beiden Seiten des Bardar bleiben. Ein bewaldetes Mittelgebirge rahmt jetzt den breit dahinrollenden Strom ein, dessen Bindungen schon einigemal vom Schienenstrange überbrückt worden sind.

Doch nicht immer haben die Brücken dem Unwetter der letzten Tage standzuhalten vermocht. Fast an jeder wird gearbeitet. Die Säumer kladen und die Feldschmieden fauchen. Und je mehr sich die Flußwindungen und Uferbrückungen wiederholen, desto langsamer fährt der Zug. Fast könnte man jetzt gemächlich neben ihm her spazieren. Endlich steht er ganz still. Es ist mitten auf der Strecke. Alles drängt sich an die Fenster. Das Zugerpersonal kann unmöglich auf so viele Fragen Antwort geben. Von den Vorderwagen her eilt eine erregte Bewegung durch die Wagenkette. Alles greift nach seinem Gepäc. Die Türen werden aufgerissen. In einer fremden Sprache werden ein paar Worte ins Coups hineingebrüllt. Zögernd wagen sich die ersten auf die Trittbretter; dann folgen die anderen nach.

Ein weiter Tassefel, durch den der Bardar rauscht, öffnet sich den Blicken. Ein letztes Leuchten der untergehenden Sonne liegt auf den Hängen, glitzert auf dem Flußspiegel und umzittert die Höhen. Der Himmel schimmert in einem goldblauen Phosphorglanz. Eine unbeschreibliche Stille träumt in dieser Abendstimmung. Klein und winzig stehen die dem Zug entstiegene Menschlein in dieser gewaltigen Natur.

Der Zug kann nicht weiter. Der Bardar hat die Brücke, die man über seinen Rücken gespannt, zertrümmert. Eine Notbrücke ist errichtet worden. Ueber diese müssen die Passagiere hinüber zu dem auf der anderen Seite des Flusses schon bereit stehenden Zug. Da heißt es, erst einmal über Steingeröll und Arbeitsgerät den abschüssigen Bahndamm entlangkletterten. Das ist nicht leicht, zumal wenn man auch noch mit dem Reisegepäck zu schaffen hat. Den Albanesen, die an die Bergpfade ihrer Heimat gewöhnt sind, ist das eine Kleinigkeit. Nicht aber uns, die wir bei jedem Schritte fühlen müssen, wohin der Fuß tritt. Doch auch wir kommen unverleht zum Eingang der Brücke. Der ist von Soldaten bewacht. Nur in Trupps von zwanzig Mann dürfen die Passagiere hinüber. Der gefäuderlose Wallensteg ist kaum einen Meter breit und gut zehn Minuten lang. Bei jedem Schritte schwankt er, wie es ein Schiff in großer Seenot nicht besser kann. Unter ihm gurgeln und brausen die Bogen des Bardar. Die Sonne ist hinter die Berge gesunken. Schwarze Schatten haben die Aussicht verhängt. Nur im Kläffertone sprechen die sonst so frohen Menschen auf diesem primitiven Stege. Und kaum daß der erste Trupp die Brücke verlassen, drängt auch schon der zweite am jenseitigen Flußufer auf sie hinauf. Und hinter dem zweiten: der dritte und vierte und fünfte; und nach den Menschen kommen die schweren Güterstücke, die von schweißtriefenden Kamals einzeln über die schwankende Notbrücke getragen werden müssen. . . .

Diese Umladung der Menschen und Güter brachte eine mehrstündige Verzögerung. Gar mancher wollte wieder zurück, denn er hatte in der Aufregung des Umsteigens das eine oder andere im ersten Zuge liegen lassen. Da fehlten Kleidungsstücke und Tabakdosen, Wasserkrüge und Eßvorräte. Einem war sein Paß abhanden gekommen. Der jammerte nicht wenig. Denn er wußte, daß wenn er sich auf dem Bahnhof der Polizei nicht genügend legitimieren konnte, seiner, wenigstens für die Dauer der Nacht, das mit Wanzen und Flöhen überreich gesegnete Gefängnis warte. Denn in Bajiachen kann man kaum im heiligen Russland ängstlicher und penibler sein als in der Türkei.

Das bedauerlichste Mißgeschick war aber wohl einem hoch in den Sechziger stehenden Türken passiert. Der hatte seine junge, erst am vorhergehenden Tage gefreite Frau verloren, die er während der ganzen Fahrt wie seinen Augapfel gehütet und getreulich überallhin, selbst in die verschwiegensten Dertlichkeiten, begleitet hatte. Jetzt rannte er in heller Verzweiflung den ganzen Zug entlang, steckte seine bebrillten Augen, seine gelbe Hödernaase und seinen weißen Bart in jedes Coups — aber die Angebetete seines Herzens war und blieb verschwinden. . . .

Es ist Nacht geworden. Ein trübes Dellämpchen flackert in unserem Coups. Mit untergeschlagenen Beinen sitzen sie da und starren durch das Wagenfenster den Funken der Lokomotive nach, die unaufhörlich fliegen. Einer schnarcht auf dem Fußboden. Er hat es sich der Länge nach bequem gemacht. Jetzt müssen wir, die wir die Kunst mit gekreuzten Beinen zu sitzen, nicht verstehen, uns vorsehen, ihn nicht zu treten. Draußen huschen Hügel und Bäume vorüber. Der halbe Mond steht groß und gelb am Himmel. In seinem Lichte erscheint alles größer und geheimnisvoller, die Schluchten tiefer, zerrissener und die Berge höher und steiler.

Aus einem der Nachbarwagen erschallt Gesang. Nach jedem Lied Lachen und Durcheinanderschreien. Soldaten, die zur Erntearbeit beurlaubt wurden, sind es. Sie empfinden ihren gegenwärtigen Zustand als eine Art von Freiheit.

Eine Station taucht auf: Amatowo. Der Zug fährt langsamer, bremst, hält. Ein paar gelbe Lampen werfen einen müden

Schein. Stimmen werden laut. Die militärische Patrouille klappert über die Holzbohlen des Bahnsteigs zugauf, zugauf. Dann ein Trompetensignal und ein Pfiff. Es geht weiter. Jetzt schwinden die Berge. Eine weite Ebene tut sich auf mit Stümpfen, Seen und bradigen Wasserläufen, die reich sein soll an Sumpfflügel. Je weiter sich die Ebene dehnt, desto intensiver wird die Leuchtkraft des Mondes, der alles mit einem fahlen, rötlichen Licht übergießt. Nun rattert der Zug über eine Brücke. Ein trübes Wasser blüht auf: der Wardar ist es, der jetzt müde und still durch die Steppe schleicht.

Und dann steigt es, wie ein Silberleuchten am südlichen Horizont auf. Und wächst. Wie ein zitternder Phosphorstreifen liegt es da. Das ist das Meer — das Meer von Saloniki.

Das ist eine Kühlung nach dem heißen Tage und der schwülen Nacht. Näher und näher jagt der Zug der im Mondlicht schimmernden Flut. Bald liegt eine Bucht dem Schienenstrang zur Rechten. Und nun geht es immer dem Meere entlang, bis der Zug in den am Hafen erbauten Bahnhof von Saloniki langsam hineinrollt. —

## Kleines feuilleton.

**Die Judenstadt.** Wer aus dem Westen nach dem europäischen Orient kommt, kennt sich nicht gleich aus, ob er einen Türken, einen Arnanen, einen Bulgaren, einen Griechen oder einen Juden vor sich hat. Er muß erst sehen lernen hier unten in Saloniki, dann lernt er auch unterscheiden. Und dann sind auch diese Juden — und es gibt fast nur Juden: von 130 000 Einwohnern sind es 95 000 — den Juden bei uns zu Lande so ganz unähnlich. Es sind hochgewachsene, hagere Menschen mit klugen und stolzen Augen. Männer mit langen Patriarchenbärten und pelzverbrämten Kastrans durchziehen die schmalen Gassen. Leppige und doch elastische Frauen mit schwarzen Augen und einer grünbebanderten Haube halten in schattigen Winkeln ihren Morgenschwanz. Kleine Judentöchter lärmten und lachen auf den Straßen. Fast jede Gasse hat ihre Synagoge. Die in vier Sprachen gehaltenen Firmenschilder der Kaufläden weisen neben den Lettern der lateinischen, türkischen und griechischen Schrift auch die der hebräischen auf. Ja, mancher Straßennamen ist an den Ecken der Gassen nicht nur auf türkisch, sondern auch auf hebräisch verzeichnet.

Es gibt wohl kaum eine Tätigkeit, kaum ein Geschäft in Saloniki — außer dem Verkauf von Schweinefleisch —, das der Jude nicht betreibt. Als Hamaal (Lastträger) schleppt er im Hafen die schwersten Lasten. Als Stiefelbinder, der für einen Metallist (vier Pfennig) arbeitet, drückt er sich an den Straßenecken, vor den Cafés und Speisehäusern herum. Als Händler durchzieht er laut schreiend mit seinem Tragbügel, an dem zwei Riesenkörbe mit Geflügel, Obst oder Grüntram baumeln, die Gassen der Stadt. Als Dimonadenverkäufer preist er den Inhalt seines mit Blumen geschmückten riesigen Tonkruges an. Er ist Barbier und Arzt, Kommissar und Gelegenheitsmacher. Aber er ist auch Handwerker. Wir finden ihn als Glaser und Schuhmacher, als Sattler und Tischler, als Maurer und Goldarbeiter, als Bäcker und Fleischer. In dem großen Bazar in der Mitte der Sabri Paschastraße ist der Jude der alles beherrschende Geschäftsmann. Hier schädert er im Kleinhandel und hier hält er elegante Etablissements, wie sie Wien und Paris nicht besser bieten können, dem launelustigen Publikum offen. In den großen Banken sitzen Juden an den maßgebenden Stellen. Juden dirigieren die meisten der besseren Hotels, in denen sie bis hinunter zum Portier und Dragoman vertreten sind.

Es ist Spätnachmittag am Freitag. Der muhammedanische Sonntag geht seinem Ende zu und der Sonntag der Juden will beginnen. Noch ist die Sonne nicht gesunken. In den Gassen ist ein Gewoge und Gedränge von Menschen, wie an keinem anderen Tage der Woche. Die Haremsfrauen, die ihren Sonntag in stiller Beschaulichkeit, Zigaretten rauchend und Süßigkeiten knabbernd, am Meeresufer genossen haben, eilen ihren Behausungen zu. In schwarzer Seide vermunmt, trotten sie auf ihren Holzsandalen im Trupps, zu Sechsen oder Achten, durch die Gassen. Durch diese schwarzen Gestalten schieben sich in nicht minder eiliger Hast die blauen, gelben oder schwarzen Kastrans der Juden. Die letzten Einkäufe für den „Schabbes“ müssen gemacht werden. Die Verkäufer halten ihre Waren nur noch kurze Zeit feil. Ganze Straßenzüge sind von ihnen gefüllt. Da steht Jude neben Jude. Der verkauft nur Leber, der andere Hammelköpfe, der dritte Rippenfleisch usw. Das ist die Gasse der „Lofcheren“ Schlächter. Dann kommt die der „Lofcheren“ Geflügelhändler. Auch dort ist alles rituell geschlachtet. In der Gasse der Fischhändler werden nur solche Flossentiere feilgeboten, die das Geschick Moses zu essen gestattet. Die Bäcker und Kuchenhändler füllen mit ihren Waren gleichfalls einen ganzen Straßenzug. Ebenso die Obst- und Gemüsehändler, in deren Gasse das Rot der Tomate, das Gelbgrün des auf Schnüren gereihten Knoblauchs und das Weißgrau der Zwiebeln alle anderen Farben überblüht. Kauf und Verkauf geht hier nicht so still von statten wie in den Gassen der türkischen Händler. Hier tost und braust ein Lärm von ungezählten laut feilschenden Menschenstimmen, die sich nicht überborteln lassen wollen. Und das geht so fort, bis die Sonne gerade noch voll über dem Horizont sichtbar ist. Dann wird es still. Die Händler haben ihre Waren zusammen und die

Käufer ziehen mit gefüllten Taschen heimwärts, den Sabbat würdig zu empfangen.

Und die Sonne sinkt und eine neue kommt und grüßt den Sonnabend in Saloniki. Die laute und geschäftige Stadt ist still und untätig geworden. In den Morgen- und Mittagstunden füllen die zahlreichen Synagogenbesucher die Gassen. Nun, da der Nachmittags gekommen, ist die breite Hafenstraße in einen einzigen großen Kaffeegarten verwandelt. Tische und Stühle sind bis hart an den Meeresstrand gerückt. Dort sitzen die „Jungen“ beim Bier und Kaffee. Sie lachen und scherzen, spintisieren und philosophieren. Keiner raucht. Das Rauchen ist den Juden am Schabbes verboten und wagte einer, sich gegen dieses Verbot aufzulehnen und am Sonnabend mit brennender Zigarre auf offener Straße oder in einem öffentlichen Lokale zu erscheinen, so würde ihm — erzählte mir der jüdische Dragoman eines Hotels — sicherlich der erste beste des Weges einherkommende Glaubensgenosse die Zigarre aus dem Munde schlagen.

Die Alten lassen den Jungen die frische Seeluft und den Blick aufs Meer. Sie sind in ihren dumpfen, engen Gassen geblieben. Dort tauern sie auf den Treppenstufen vor den Hauseingängen: gesondert nach Geschlechtern — hier die Männer und dort die Frauen. Wie aus Stein gemeißelt sitzen sie in ihrem Sonntagsstaat da. Nicht Freude, nicht Schmerz, nicht Erwartung bewegt diese runzligen, gelben Gesichter. Sie schauen nicht dem Fremdling nach, der durch ihre Straßen schlendert. Kein Fränkchen Neugier blüht in ihren alten Augen auf. Und wären nicht die großäugigen, laut lärmenden Kinder — auch kein Lachen ertönte in diesen sonnenleeren Gassen der Judenstadt. —

### Musik.

Die Berliner Kollegen der übrigen Kunstreferate können ziemlich bequem mit dem Flusse des Fortschritts weiterreiten. Der Musikreferent lebt fast nur mehr vom Tod. Uraufführungen musikalischer Werke sind bei uns Seltenheiten; und wenn sie kommen, dann gehen sie allermeist schnell dahin. Selbst von den vielen Ausgrabungen bewahren sich nur die wenigsten. Dazu nun die Todesfälle, für die wir die Sterbeglocke läuten sollen. In den letzten Tagen hatten wir wieder den Tod eines Großen zu verzeichnen. Eddard Hagerup Grieg war am 15. Juni 1843 zu Bergen in Norwegen geboren. Nach einem Studium am Leipziger Konservatorium kam er nach Kopenhagen, und zwar in die auf dänischen Boden verpflanzte Nachromantik der deutschen Musikgeschichte. Erst später überwand er sie durch einen energischen Griff in den Schatz nordischer Volksweisen und durch eine ihnen entsprechende Führung der Harmonien, die auch uns etwas wie eine Erlösung aus den einformigen Bewegungen innerhalb der herrschenden Harmonien bedeutete. Ueber diese nationale Färbung kam Grieg allerdings so wenig hinaus, daß es auf die Dauer immer schwerer und schwerer wird, aus ihm eine vollkommene musikalische Befriedigung zu holen. Seine Anerkennung in Deutschland war aber so groß, wie kaum jemals die eines anderen ausländischen Komponisten. Sein hauptsächlichster Verleger war unser Leipziger Peters; die Berliner Akademie nahm ihn als Mitglied auf; und auf zahlreichen Konzertreisen wurde er entsprechend gefeiert. Die jugende und spielende Musikwelt hat ihn längst zu ihrem vertrauten Freunde gemacht. Am liebsten wohl sind seine Sologefänge, zumal sie sezeptionistischen Interessen entgegenkommen. Gleiches gilt von seinen Musiken zu nordwegischen Dichtungen, namentlich zu Ibsens „Peer Gynt“; dem dänischen Dichter A. v. Holberg aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts widmete er eine modern-alkoäterliche Orchester suite. Dazu dann mehrfache Kammermusiken und namentlich charakteristische Klavierstücke. Das Beste von ihm sind wohl seine drei Violinsonaten, deren getadete flammender Schwung immer wieder entzückt.

Es ist nicht viel anderes als eine Sterbeglocke, daß wir über eine Erstaufführung in der „Romischen Oper“ von vorgestern (Donnerstag) berichten. Das Pasten nach anscheinend bewährten älteren Stücken, die entweder durch einen Mißerfolg allgemein ernüchtern oder durch einen Erfolg doch nur ein Stehenbleiben bedeuten, ließ diesmal wieder nach dem französischen Komponisten J. E. Fr. Massenet (1842 geb.) greifen. Wir haben im Laufe der letzten Jahre die Oratorienbearbeitung seines biblischen Dramas „Maria Magdalena“ recht skeptisch, seine Opern „Manon“ und „Der Gaukler von Notre Dame“ mit Achtung im allgemeinen kennen gelernt. Nun erinnerte man sich seines „Werter“, der erst längere Zeit nach seiner Vollendung und zwar nicht in Paris, sondern in Wien zum ersten Male herausgekommen ist (1892).

Selten hat ein Werk der schönen Literatur einen solchen langnachhallenden Erfolg errungen wie „Die Leiden des jungen Werter“ von Goethe (1774). Wie sehr es als ein charakteristisches Zeugnis der sogenannten Sturm- und Drangperiode zu verstehen ist, einer Periode, die innerhalb der Zopfzeit bereits ein Stück der späteren Romantik vorwegnahm, bedarf hier wohl keiner Auseinandersetzung. So sehr jenes Erzählungswerk auf rührende Sentimentalität aufgebaut ist, so bewundernswert erscheinen doch ihre kräftige Größe und die Energie des Gegenwirkens gegen eine bequeme Gemüchlichkeit von Auflärung und Rationalismus. Nun sollte dieses spezifisch deutsche und epische Werk in einen französischen Operntext gezwängt werden. Es waren gleich drei Autoren, die sich diese Mühe gemacht haben; und ein deutscher

Uebersetzer wurde natürlich auch noch nötig. Von dem eigentlichen Gehalte des ursprünglichen Werkes ist hier höchstens eine Stimmungsmache geliebt. Sie mußte denn auch für den Komponisten der hauptsächlichste Anknüpfungspunkt werden. Man kann ihm zugestehen, daß er sich nicht nur redliche Mühe der Aufschmiegung gegeben, sondern auch tatsächlich ein hübsches Können entfaltet hat. Allerdings merkt man ihm die Mühe an, sich von dem Stile der großen Oper und von seiner eigenen Kunst der Tanzkomposition zugunsten eines „lyrischen Dramas“ ferne zu halten. Zwischen den beiden Polen einer Weihnachtslied, mit der das Stück beginnt und — gerade in den Tod des Helden hinein — schließt, gibt es manche, wenigstens beim ersten Hören interessante Musik zu Liebesduetten, zu Erinnerungen an Liebesbriefe und dergleichen, und nicht zuletzt hübsche Charakterisierungen der handelnden Figuren. Nachgerade ist es aber ein trauriger Eindruck, wie sich der Komponist mit einer von vornherein verlorenen Situation abquält, und wie sich allmählich die Schleier der Langeweile über das Ländrama breiten.

Gesungen, gespielt und beleuchtet wurde im allgemeinen sehr gut. Die Titelrolle lag bei dem Träger eines in Berlin beliebten Namens; Franz Kaval scheint Freunde genug zu haben, daß die Härte seiner hohen Töne im Forte den Erfolg seiner reichhaltigen Tenorstimme nicht sehr beeinträchtigt. Werters Lotte, um deren fremder Ehe willen sich der Held erschießt, wurde von Lola Artôt de Padilla in einer mehr lieblichen als groß charakterisierenden Weise gesungen.

So kann sich denn das Publikum der Friedrichstraße noch einige Zeit an dem Anblicke des Mädchens, das ihren jüngeren Geschwistern Brot schneidet, und an den Lichteffekten, den geschickt einfachen Zimmereinrichtungen usw. erfreuen. Vielleicht wird dies solange dauern, bis die bereits nahe heranrollenden Wogen der Hotel-Großindustrie von der Friedrichstadt auch über unsere Leigebude hinübergeschludert sein werden. Dann mag ein neues Vineta aus dem Boden dieses Meeres seine Klänge emporschicken zu den Weltbummlern, die da oben in den Hotelbetten schlafen und vielleicht nächtlischerweile durch den spukhaften Schuß Werters aufgeschreckt werden. Vielleicht aber beruhigt sich dann der Hotelgast, indem er die alten „Mufenlänge aus Deutschlands Veierkasten“ vornimmt und darinnen das schöne Gedicht liest. „Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Wertner, wie sich derselbe usw. ums Lebens gebracht. Allen jungen Leuten zur Warnung in ein Lied gedichtet; auch den Alten fast nützlich zu lesen.“ So gar wesentlich anders als diese Mordverse und die Illustrationen dazu ist das auch nicht, was wir von der „Komischen Oper“ zu hören und zu sehen bekommen haben:

„Man grub ihn nicht im Tempel,  
Man brannte ihm kein Licht, —  
Mensch, nimm Dir ein Exempel  
An dieser Mordgeschichte.“ sz.

**Hygienisches.**

Eine hygienische Volkswaschanstalt. Der Behandlung der Wäsche in den Wohnungen des Arbeiters ist bis jetzt wenig Beachtung gewidmet worden. Und doch verlangt es die Hygiene, daß man in den Winkel, in welchem sich die Wäsche im wirklichen Sinne befindet, einmal hineinleuchtet. Da ergibt sich, daß es mit den Verhältnissen hier vielfach nicht zum Besten bestellt ist. Es gibt gewiß viele sorgsame Hausfrauen in Arbeiterkreisen, welche der schmutzigen Wäsche die gebührende Aufmerksamkeit schenken, dafür sorgen, daß sie sich nicht aufhäuft, vielmehr zur gehörigen Zeit gewaschen wird. Wie steht es aber damit, wenn die Arbeiterfrau wie so oft, selbst außerhalb des Hauses mitarbeiten muß und dann dem Haushalt nicht die Sorge widmen kann, die er verdient, oder wenn eine allzugroße Kinderzahl der ordnungsgemäßen Besorgung des Hauswesens im Wege steht? Dann bleibt die Wäsche oft ungebührlich lange liegen, sie verpestet die Luft in dem engen Wohnraum und verhindert auch, daß rechtzeitig frische Bett-, Leib- und Tischwäsche zur Stelle ist. Die hygienischen Nachteile eines solchen Systems brauchen nicht weiter geschildert zu werden. Es ist ein Verdienst von Fräulein Pappenheim in Frankfurt, auf diesen Mißstand hingewiesen zu haben. Sie betont, daß es in den kleinen Haushaltungen außer Kraft und Zeit zum Waschen auch meist noch an genügend großen Zubern und sonstigen Utensilien fehlt, sowie oft auch an den nötigen Räumen. Außerdem betont sie sehr richtig, wie nachteilig es manchmal ist, wenn die Frauen oft gegen ärztliches Verbot stundenlang in Masse und Dampf stehen und waschen, und wie beim Waschen der Wäsche von Lungenkranken und Keuchhustenkranken oft ansteckende Krankheiten übertragen werden. Daher verlangt Fräulein Pappenheim, daß die Wäsche der Arbeiterfamilien außerhalb ihrer Wohnungen gewaschen werde, daß billige und sanitär einwandfreie Volkswaschanstalten eingerichtet werden. In den Anlagen müssen durch strömenden Dampf zugleich alle Krankheitskeime abgetötet werden. Die Anstalt muß so rasch arbeiten, daß die Parteien ihre Wäsche schon nach 24 Stunden wieder in Empfang nehmen können. —r.

**Medizinisches.**

Die ärztliche Hungerkommission in Rußland. Von den Beschlüssen des diesjährigen Pirogowkongresses,

der in Moskau abgehalten wurde, sind hauptsächlich die erwähnenswert, die sich auf den Bericht der auf dem vorigen Kongreß gewählten Kommission in Sachen des Hungers in Rußland bezogen. Nach Dr. Vierhuff in der „Deutschen Medizin. Wochenschrift“ hat man seitens der russischen Verste erkannt, daß der seit Jahrhunderten in Rußland herrschende, jährlich jahraus sich wiederholende chronische Hunger, welcher in den breitesten Schichten der bäuerlichen Bevölkerung Wurzel gefaßt, sie moralisch und physisch entkräftet und eine hohe Krankheits- und Sterblichkeitsziffer gezeitigt hat, eine direkte Folge der seit jeher bestehenden Rechtlosigkeit des Volkes, der harten Vormundschaft seitens der bürokratischen Regierung, sowie der gewaltsamen Behinderung der kulturellen Entwicklung des Landes ist. Angesichts dessen ist eine radikale Ausrottung der Mißernten und der schrecklichen Hungersnot in Rußland nur möglich bei einer vollständigen Umwandlung der jetzigen Staatsform in eine wahrhaft demokratische, denn nur bei einer unbeschränkten Herrschaft des Volkes sei es möglich, die kulturellen und wirtschaftlichen Kräfte zu fördern und eine endgültige Lösung der Agrarfrage im Interesse der ganzen Bauernschaft herbeizuführen. —kfg.

**Humoristisches.**

— Anknüpfung. „Fräulein, darf ich Ihnen meinen Schirm anbieten?“ — „Ich danke sehr, es regnet ja noch nicht.“ — „Aber Ihr Hündchen hat Gras gefressen!“

— Verschnappt. „... Und bin ich auch wirklich der erste, den Sie lieb haben, Fräulein Amalia?“ — „Aber selbstverständlich! Wie langweilig seid Ihr Männer... immer fragt Ihr dasselbe!“

— Vertrauenssache. „Geh, laß mich amal zuschauen beim Wurfen; darfst auch nachher zu mir kommen, wenn ich Wein mach!“

— Ein gutes Zeugnis. „Nennen Sie Frau Runtzsch? Was halten Sie von ihr?“

„O, eine ganz brave Frau! Sie ist sehr gutherzig und wenn sie auch häufig über andere schlechtes spricht, so glaubt sie doch selbst kein einziges Wort davon.“

— Ein Held. „August, mir scheint ein Einbrecher im Hause.“ — „Geh' nachsehen, Schatz! Der Kerl wird doch nicht so feige sein, eine schwache Frau anzugreifen!“  
(„Fliegende Blätter“.)

**Notizen.**

— Felig Saltens Einakterzyklus: „Vom anderen Ufer“ wird im Lessing-Theater die erste Neuheit dieser Saison sein.

— Hermann Vahr will diesen Winter im Wiener Kabarett „Fledermaus“ als Schauspieler auftreten und in einigen seiner Einakter die Hauptrollen darstellen.

— Eine Anzahl bisher unbekannter Briefe Goethes an den Jeneser Verleger Frommann hat sich im Nachlaß des verstorbenen Nürnberger Buchhändlers Soldau gefunden. Die Schreiben, die vornehmlich geschäftlichen Inhalts sind, werden demnächst zur Veröffentlichung gelangen.

— Konfisziert wurde das in einem Münchener Verlage anonym erschienene Tagebuch einer Dame. Das Buch schildert, wie die „Münchener Post“ einer Erklärung des Verlages entnimmt, in Selbstbekenntnissen die allmähliche sittliche und bürgerliche Entgleisung einer Dame. Ihre Sinnlichkeit sei durchaus als Schwäche gekennzeichnet. Der ganze Ton des Buches sei ein durchaus ernster und geistig wie literarisch hochstehender. Beanstandet sind fünf Stellen. Sollte das Einschreiten der Zensurbehörde vielleicht durch das Heranrücken des Landtages bewirkt worden sein? Seit einiger Zeit ist es ja Brauch geworden, daß sich die Polizei jedesmal auf den Kriegspfad gegen Kunst und Literatur begibt, wenn die Landboten in die Prammerstraße einziehen. Lorbeeren hat sie sich dabei freilich noch nicht geholt. So wird es ihr auch wahrscheinlich diesmal ergehen.

— Mikkelsen ist in Dawson eingetroffen. Er berichtet, daß die Expedition von der Nordwestküste Alaskas aus mit Schritten ungefähr 500 englische Meilen weit auf dem Eise vorgebrungen sei. Die Lotungen hätten keinen Anhalt dafür ergeben, daß sich nach Norden hin Land befinde.

— Heilungen durch Hypnotismus. Wie die „Münch. Medizinische Wochenschrift“ berichtet, teilte auf der 75. Jahresversammlung der British Medical Association in Exeter Dr. Woods mit, daß er seit 1892 2076 Kranke mit Hypnotismus behandelt habe. 1578 wurden geheilt, 293 gebessert, 205 blieben unbeeinflusst. 881 Patienten waren Geistesranke (mit Einschluß der Grenzfälle von Neurosen, Hysterie usw.). 118 Fälle von Melancholie ergaben 80 Heilungen, 44 Fälle von Manie 20, 28 Fälle von „Lampenfieber“ 23 Heilungen. Von 10 Fällen von Schreibkrampf kamen 6 zur Heilung, von 65 Fällen von Dyspepsie 59, von 41 Fällen von Neuritis 27, von 10 Fällen von Sicht 7 und von 140 Fällen von Neuralgie 114.